

PSYCHIATRIE

Der verlorene Sohn

Ein 31-jähriger Mann droht in einem Hamburger Linienbus, seine Mutter umzubringen. Er kommt in eine Klinik, wird untersucht - und entlassen. Stunden später macht der psychisch Kranke seine Ankündigung wahr. Von Antje Windmann

Es ist nach Mitternacht und das neue Jahr erst einen Tag alt, als ein junger Mann, 1,78 Meter groß, dunkles Haar, im Hamburger Umland in einen Bus steigt. Er hat seine Hände schützend auf die Brust gelegt, er murmelt vor sich hin. In seinem Kopf tobt ein Sturm.

Babak M. gesteht anderen Fahrgästen, böse Stimmen zu hören. „Todesengel“, flüstern sie. Er will nach Geesthacht, um sich zu töten. Und seine Mutter.

Ein Fahrgast tut das einzig Richtige: Er verständigt die Polizei. Die Beamten tun das einzig Richtige: Sie bringen Babak in die Psychiatrie, berichten von seiner Drohung. Babak erzählt der Ärztin, dass er tagelang nicht geschlafen hat, im Obdachlosenheim lebt. Er spricht von Engeln und Gott, sagt, dass er Hilfe braucht. Er ist bereit, Medikamente zu nehmen. Eine Krankenschwester fürchtet sich vor seinem Blick.

Fünf Stunden später, gegen 7.30 Uhr am 2. Januar 2013, macht die diensthabende Ärztin des Johanniter-Krankenhauses in Geesthacht das einzig Falsche: Sie entlässt Babak — ohne ihn noch einmal zu untersuchen. Er will Geld und Kleider von seiner Mutter holen. In der Klinik gibt man ihm eine Wegbeschreibung mit. Im „Bestfall“ werde er danach zurückkommen, ist in seiner Patientenakte notiert.

Um kurz nach 10 Uhr hören Anwohner etwa anderthalb Kilometer entfernt eine Frau im ersten Stock eines Rotklinkerhauses schreien. Es ist Babaks Mutter. Als die Polizei die Tür eintreten will, öffnet Babak. Er ist blutverschmiert. Hinter ihm im Flur liegt Manijeh F., 59 Jahre alt. Sie ist tot.

Mehr als 30-mal hat ihr Sohn mit einer Haushaltsschere auf sie eingestochen. Er habe sie für einen Vampir gehalten, den er töten müsse, um sich zu retten, wird er den Beamten erklären.

Sechs Wochen später stehen zwei Männer mit hängenden Schultern in der Wohnung, in der Manijeh F. starb. Es sind Babaks Bruder Kaveh, 29, und sein Vater Siamak M., 72. Sie nehmen Gläser aus dem Regal, wickeln sie in Zeitungspapier und legen sie in einen der vielen Kartons. Manchmal halten sie inne und starren

stumm auf den Blument Teppich an der Wand, die roten Sessel, den hellen Laminatboden. Ein Tatortreiniger hat den Flur gesäubert.

Auf einem Tisch liegen Fotos von Manijeh F. Eines zeigt sie in einer rosafarbenen Strickjacke mit kinnlangem, dunklem Haar. Sie sitzt vor einem Stück Sahnetorte und lacht in die Kamera.

laubt hätte, das verhinderte, dass Menschen wie Babak hochpsychotisch und untherapiert durch die Straßen laufen. Die Geschichte der Familie M. beginnt in Teheran. Vater und Mutter sind Kommunisten, werden politisch verfolgt, zeitweilig inhaftiert. Ende der achtziger Jahre finden der Journalist und die Mathematikerin mit ihren sechs- und achtjährigen



Täter Babak M.

Babaks Vater, ein kleiner, weißbärtiger Mann in einem großen Strickpulli, deutet auf einen Küchenschrank. „Sie hatte die Messer in einem Jutebeutel unter dem Toilettenpapier versteckt“, sagt er. „Das zeigt doch, dass sie mit so etwas gerechnet hat, oder nicht?“ Die Unterlippe seines Sohnes Kaveh zittert. „Die in der Klinik hätten ihn nie gehen lassen dürfen“, klagt er. Müde entgegnet der Vater: „Das war doch immer so.“

Babak ist seit seiner Pubertät psychisch krank. Paranoide Schizophrenie, steht in seinen Krankenakten. Wie Satelliten umkreisten ihn 17 Jahre lang Ärzte und Behörden — aber niemand schaffte es, ihn dauerhaft zu stabilisieren, sein Vertrauen zu gewinnen. Und als er die Kontrolle über sich selbst verlor, gab es kein deutsches Gesetz, das seine Behandlung er-

Söhnen in Bad Reichenhall Zuflucht, drei Jahre später ziehen sie nach Hamburg. Eine Dreizimmerwohnung im sozialen Brennpunkt Mümmelmannsberg wird ihr Zuhause.

Besucher aus diesen Zeiten schildern eine depressive Mutter und einen traumatisierten Vater, der seine Familie gerade so mit den Einkünften aus einem Kiosk über Wasser hält, in ihrer Mitte zwei orientierungslose Kinder.

1995 lassen sich die Eltern scheiden. Fortan lebt Manijeh F. mit ihren Söhnen allein. Kaveh, der Jüngere, hat sich längst in Deutschland eingefunden. Babak dagegen irrt durch sein junges Leben. Er schwänzt die Schule, mixt Technobeats am Computer, nächtelang.

Mit 14 Jahren hat er seinen ersten psychotischen Schub, zerschlägt Möbel

und Geschirr. Er wird in die Kinder- und Jugendpsychiatrie des Uni-Klinikums Hamburg-Eppendorf (UKE) eingeliefert. Dort erscheint er mal depressiv, mal ängstlich, mal bedrohlich. Ein Foto aus der Zeit zeigt einen Jungen mit misstrauischem Blick und erstem Bartwuchs. Als Babak damit droht, sich umzubringen, kommt er auf die geschlossene Erwachsenenstation.

Nach seiner Entlassung beginnt Babak zu kiffen. Er berauscht sich mit halluzinogenen Pilzen und Pflanzen. Er ist überzeugt, dass ihn nur die Natur heilen kann. Einmal hat er was genommen, da sah er aus wie ein zusammenbrechendes BSE-Rind", erinnert sich sein Bruder.

Kaveh M. steht nun im Gästezimmer seiner Mutter. Vor ihm liegen schwarze Müllsäcke, zwei Koffer, zwei Monitore; Babaks Sachen aus dem Obdachlosenheim, in dem er zuletzt gelebt hat. Zwischen Schuhen, Kleidern und Büchern finden sich Dutzende Wartemarken und

Krankenhaus Ochsenzoll in Hamburg. Seine Mutter ist mit ihrer Kraft am Ende. Sie bittet die Ärzte, ihn gegen seinen Willen aufzunehmen. Ein Richter hört die Psychiater an. Sie halten die Einweisung nicht für notwendig.

Manijeh F. wendet sich an das Jugendamt. Eine Erziehungskonferenz wird einberufen. Alle sind sich einig: Babak braucht Hilfe. Er kommt in eine Jugendwohnung — steht aber jeden Tag bei seiner Mutter vor der Tür. Sie schafft es nicht, ihn wegzuschicken. Und so bleibt alles wie zuvor. In all den Jahren betreut die Hamburger Schulpsychologin Therese Ziesenitz Albrecht die Familie. Mit ihrer Unterstützung schafft Babak im Einzelunterricht den Hauptschulabschluss. „Er war im Analytischen über die Maßen intelligent“, sagt die heute 71-Jährige. „Aber im sozialen Bereich war er sehr schwach. Gruppen konnte er nicht aushalten — obwohl er sich nach Kontakt geseht hat.“ Ähnlich paradox sei auch

In mehr als einem Dutzend Hamburger Praxen steht Babaks Name im System. Doch keinem Arzt gelingt es, ihn an die Hand zu nehmen, eine Brücke in seine Welt zu schlagen. Der Hamburger Psychotherapeut Thomas Bock, Leiter der sozialpsychiatrischen Ambulanz im UKE, kennt diese Probleme nur zu gut. „Ärzte warten viel

zu oft darauf, dass die Kranken zu ihnen kommen. Gerade Patienten, die nicht einsehen, dass sie krank sind, muss man die Hilfe aber hinterhertragen. Die muss man geduldig für sich gewinnen“, sagt Bock. Er lobt das skandinavische System: Dort planen Klinikärzte und niedergelassene Psychiater im Team individuelle Behandlungskonzepte - und der Patient wird zu Hause betreut. Ende 2001 beantragt Manijeh F. für ihren Sohn einen gesetzlichen Betreuer. Die Situation zu Hause sei sehr gefährlich, auch für seinen jüngeren Bruder, schreibt sie an die Behörden.



Johanniter-Klinik in Geesthacht

Wie Satelliten umkreisten ihn 17 Jahre lang Ärzte und Behörden – aber niemand schaffte es, sein Vertrauen zu gewinnen.



Mutter Manijeh F.

Flyer von Ämtern und Beratungsstellen sowie Ausfüllhilfen für Formulare. Sie zeugen von Babaks Versuchen, sein Leben allein zu ordnen.

Auf unzähligen, kleingefalteten Zetteln hat er seine Gedanken festgehalten. Sie erlauben es, die Welt aus seiner Sicht zu skizzieren: Babak ist überzeugt davon, dass ihn die Medikamente im UKE vergiftet haben. Er macht seine Mutter dafür verantwortlich. „Immer mischt sie sich in alles ein“, hat er notiert. Er will, dass sie ihn bestärkt. Doch sie will ihn immer nur beschützen. Mit 16 glaubt Babak, gegen einen Dämon zu kämpfen, der aus einer anderen Zeit Kontakt zu ihm aufnehme. Er ist gekränkt, dass niemand seine Genialität bemerkt. Einen Monat später landet er erneut in der Psychiatrie, dieses Mal im Allgemeinen

die Beziehung zu seiner Mutter gewesen. „Er hat sie gebraucht, aber auch gehasst, weil er meinte, dass sie ihn klein hielt.“ Babaks Zustand diktiert das Leben der Familie. Mal nimmt er die Medikamente, die seine Gedanken ordnen sollen, mal nimmt er sie nicht. Denn er merkt, wie sie ihn gefühlstaub machen, sowohl die schlechten als auch die guten Emotionen dämpfen. Und dass sie ihn dick machen.

Ohne seine Pillen wird Babak aufbrausend und aggressiv. Ist er psychotisch, kann er äußere Eindrücke nicht mehr filtern, keine Grenzen mehr zwischen sich und seiner Umwelt ziehen. Was dazu führt, dass er immer wieder kurzzeitig in einer Klinik landet, neu eingestellt, entlassen und an einen niedergelassenen Psychiater überwiesen wird.

Doch nichts geschieht. Erst als sie in einem Brief mitteilt, dass Babak sie mit einem Messer bedroht habe, ordnet ihm ein Richter im September 2002 einen Betreuer bei.

Der Sozialpädagoge soll seine beruflichen und gesundheitlichen Angelegenheiten regeln. Er schaut sich mit Babak mehrere Einrichtungen an, in denen der behandelt werden könnte. Aus jeder wird er nach wenigen Tagen entlassen. Etwa 1,2 Millionen Menschen werden jedes Jahr in Deutschland stationär in der Psychiatrie behandelt. 90 Prozent sind freiwillig dort, wollen Hilfe. Doch was tun mit jemandem, der sich nicht für krank hält? Dann sind nicht nur Angehörige, sondern auch Fachleute oft hilflos. Erst als Babak 22 ist, kehrt etwas Ruhe im Leben der Familie ein. Mit Hilfe des



Bruder Kaveh M.

„Ich erfahre hier einen Totalschaden und erhalte keine angemessene Hilfe. Ich bin auf einem psychotischen Level.“

Betreuers hat er ein Einzimmerapartment mit Kochnische in Hamburg-Neugraben gefunden. Die Wohnung wird zu seinem Rückzugsort. Hier kommt er zur Ruhe. Das Problem ist nun: Babak glaubt vorschnell, sein Leben im Griff zu haben. Er will Abitur machen, Informatik studieren, dann eine PC-Firma gründen. Immer wieder saust er in Höhen, aus denen er schmerzlich abstürzt. Anfang 2010 ist Babak plötzlich verschwunden. Er meldet sich nicht mehr an seinem Handy, seine Mutter sucht überall nach ihm. Erst nach anderthalb Jahren, im September 2011, taucht Babak wieder bei ihr auf. Seine Haare sind lang gewuchert, seine Kleidung ist kaputt, dreckig. „Er sah aus wie ein Obdachloser“, sagt sein Bruder. Wo er war, weiß bis heute niemand.

Nach seiner Rückkehr bringt ihm seine Mutter regelmäßig Essen in seine Wohnung. Oft sitzt sie stundenlang mit ihm an Bushaltestellen, weil er ihr etwas zeigen will. Er sagt nie, wohin die Reise führen wird. Sie kommen nirgendwo an. Anfang vergangenen Jahres stellt das Hamburger Bezirksamt einen Antrag auf Eilbetreuung. Babak hatte mehrere Polizeieinsätze verursacht. Als die Gutachterin ihn am 15. Februar 2012 besucht, kommt er ihr aus dem Haus entgegengestürmt. Er trägt eine Sonnenbrille, große, schwarze Kopfhörer. Er brüllt sie an, alles solle so bleiben, wie es ist. Immer werde er verarscht, immer werde alles geändert. Zwei Tage später lässt er sich auf ein Gespräch mit der Ärztin ein. Er gesteht ihr, dass er seit fast einem Jahr keine Medikamente mehr genommen hat. Dass er nur noch mit Menschen reden möchte, die sich nicht an ihm stören. Und er droht, dass er Leute umbringen werde. Weil das einfach nicht aufhöre, „diese Zwangsscheiße“.

Die Gutachterin hält Babak zu diesem Zeitpunkt noch für ungefährlich, spricht sich aber für einen neuen Betreuer aus. Im Frühjahr 2012 tritt daraufhin ein Rechtsanwalt aus Harburg in Babaks Leben. Er soll dessen Interessen bei Behörden und Mietsachen vertreten. Nach acht Jahren hatten die Vermieter Babaks Einzimmerapartment gekündigt. Die Nachbarn hatten sich beschwert, dass er nachts schreie, gegen Wände schlage. Kurz darauf brennt die Wohnung ab. Vermutlich hatte er einen Topf auf dem Herd vergessen.

Babaks Leben gerät nun völlig aus den Fugen. Zu seiner Mutter oder in eine Klinik will er nicht. Um ihn einzuweisen, fehlt seinem Betreuer die entsprechende Befugnis.

Der Anwalt besorgt ihm einen Platz in einem Obdachlosenheim im Süden Hamburgs. Das Zimmer kostet 130,50 Euro im Monat, das Jobcenter zahlt. Darin stehen ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett, vor dem Fenster hängen gelbe Gardinen. Das Problem: Der Zwölf-Quadratmeter Raum ist ein Durchgangszimmer. Babak findet dort keine Ruhe, das Wichtigste für ihn. Manchmal öffnet er nachts das Fenster, brüllt: „Alles Mörder. Ich bringe euch alle um.“ Ein Mitarbeiter der Einrichtung sagt: „Der Herr M. hat hier nicht hergehört. Aber zu uns werden viele abgeschoben, die eigentlich in eine Klinik müssten.“ Tagsüber streift Babak durch die Straßen. Er redet vor sich hin, filmt sich dabei mit einem Tablet-PC. Für viele ist er nur noch der Typ mit den schwarzen Kopfhörern. Hänkeln ihn Jugendliche, flippt er aus. Auf einem karierten Zettel notiert er: „Wie kann ich mich nur wieder mit den Menschen anfreunden?“ Im Sommer 2012 reist Babak mit dem Zug nach Neuss, wo sein Vater seit einigen Jahren lebt. Für Siamak M. sind die

Erinnerungen an den Besuch schmerzlich. „Er hat mich mit dem Stuhl geschlagen und mit einem Messer attackiert. Irgendwann habe ich die Polizei gerufen.“ Schon am Tag darauf ergeht beim Amtsgericht Neuss der Beschluss, Babak maximal für die Dauer von sechs Wochen unterzubringen. Die Begründung: „Durch sein krankheitsbedingtes Verhalten besteht eine anders nicht abwendbare gegenwärtige Gefahr einer erheblichen Selbstgefährdung und eine Gefahr für bedeutende Rechtsgüter anderer.“ Babak sagt, er sei „der Herrscher der Welt“.

Nur zwei Tage später wird er wieder aus der Klinik entlassen. Kurz zuvor, am 20. Juni 2012, hatte der Bundesgerichtshof (BGH) Zwangsbehandlungen von Menschen für illegal erklärt. Der Grund waren lückenhafte und missverständliche Gesetzestexte. Psychisch Kranke durften nun zwar noch gegen ihren Willen eingewiesen, aber nicht mehr gegen ihren Willen mit Medikamenten therapiert werden. Ärzten blieben deswegen im stationären Rahmen nur zwei Möglichkeiten: sich Zeit für ihre uneinsichtigen Patienten zu nehmen und sie für eine Behandlung zu gewinnen — oder sie untherapiert zu entlassen. Wie Babak.

Dessen Betreuer bemüht sich fast zeitgleich, ihn in Hamburg einweisen zu lassen. Weil er sieht, dass sich Babaks Zustand rasant verschlechtert, schreibt er ans Gericht. Dieses bittet erneut die Gutachterin um ihre Einschätzung. Am 9. August 2012 sucht sie Babak im Obdachlosenheim auf. Überall in seinem Zimmer liegen vertrocknete Pflanzen herum. Es gehe ihm schlecht, er brauche Hilfe, sagt Babak, aber er wolle keine Medikamente. Er redet ununterbrochen. „Psychotisch wirkende Logorrhoe“, notiert die Ärztin. Letztlich spricht sie sich gegen die Unterbringung aus. Ihre Argumentation: Es fehle die rechtliche Grundlage, Babak dort gegen seinen Willen zu behandeln, was solle er dann in der Psychiatrie? Babaks Betreuer schließt sich dieser Haltung an.

Und so irrt der Schwerkranke durch Hamburg. In seiner Tasche trägt er ein Grundgesetz. Den Kassenbons aus den schwarzen Müllsäcken nach zu urteilen ernährt er sich von Früchtetee, Beeren Müsli, Sahnekefir und Äpfeln. Manchmal schläft Babak vor dem Büro seiner Fallmanagerin beim Jobcenter ein. Sie gehört zu den wenigen Menschen, die keine Angst vor ihm haben. Am 26. September 2012 druckt er sich eine Kleinanzeige bei Ebay aus. Eine Familie mit Kindern sucht eine Haushaltshilfe.

Babak gibt die Hoffnung auf ein normales Leben nicht auf: „Was will ich?“, hat er auf ein DIN-A4-Blatt geschrieben. Darunter steht: Realschulabschluss,

Minijob, schuldenfrei werden. Fürs Englisch lernen Songtexte runterladen und mit singen. Er streicht auf Listen ab, was erledigt werden muss: Ofentür reinigen, Papiere sortieren, Fahrradschlauch besorgen. Dann wieder wirt: „Kreative Geister erfahren hier Gewalt, Terroristen halten sie gegen ihren Willen in Deutschland fest.“

Am 7. Oktober 2012 klingelt Babak bei seinem Bruder Kaveh. Auch die Mutter ist da. Babak randaliert, brüllt, sie seien an allem schuld. Manijeh F. weint, Kaveh schmeißt ihn raus. Als die Polizei kommt, ruft Kaveh: „Nehmt ihn mit, er terrorisiert uns seit 17 Jahren.“

Auch wenn ihm heute alle beipflichten, dass es richtig war, sich von seinem Bruder zu distanzieren, wirft sich Kaveh manchmal vor, ihn weggeschickt zu haben. Im November verhängen das Versorgungsamt Hamburg und das Bezirksamt Harburg ein Hausverbot gegen Babak. Er hatte die Mitarbeiter bedroht.

Wie sehr er von Angst um sich selbst getrieben ist, zeigt eine von Babaks mutmaßlich letzten Aufzeichnungen: „Ich erfahre hier einen Totalschaden und erhalte keine angemessene Hilfe. Ich bin auf einem psychotischen Level. Ich habe keinen Ort der Ruhe mehr. Ich kann kaum noch schlafen.“ An anderer Stelle: „Die Stimmen in meinem Kopf geben keine Ruhe. Psychose und Realität alleine auseinanderzuhalten, ist schwierig.“

Am 6. Dezember 2012 erhält Babak erstmals einen Schwerbehindertenausweis. Grad der Behinderung: 60 Prozent. Drei Tage vor der Katastrophe trifft er seine Mutter am Bahnhof Hamburg-Bergedorf. Sie haben sich mit der Schulpsychologin Ziesenitz-Albrecht verabredet. Babak ist völlig ausgehungert, will zu McDonald's. Er isst mehrere Burger. Ziesenitz-Albrecht erinnert sich an die Begegnung: „Er wollte Geld von seiner Mutter. „Gib mir Kapital“, hat er immer wieder gesagt.“ Manijeh F. war verzweifelt, wollte ihn dazu bewegen, mit zu ihr nach Geesthacht zu kommen, aber Babak weigerte sich. „Irgendwann sprang er auf und haute ab“, sagt Ziesenitz-Albrecht. Die Rückschau bedrückt die Psychologin: „Ich hätte nie für möglich gehalten, dass er seiner Mutter etwas antut.“

Die Gläser sind verpackt. Vater und Sohn wollen das Geschirr spenden. Kaveh senkt den Kopf. „Ob krank oder nicht, ich verzeihe ihm das nie“, sagt er. Sein Vater klagt: „Sie hätten ihn nicht gehen lassen dürfen.“

Gegen die diensthabende Ärztin des Johanniter-Krankenhauses in Geesthacht wird wegen fahrlässiger Tötung ermittelt. Ein Gutachten bescheinigt ihr bereits Fehler bei Babaks Aufnahme. Ob sie angeklagt wird, ist noch nicht entschieden. In jedem Fall folgenlos bleibt das Versagen der Ärzte, Betreuer und Gutachter, die Babak zu sehr sich selbst

überließen.

Zwei Wochen nach dem Tod von Manijeh F. entschied der Bundestag, dass Patienten mit richterlichem Beschluss wieder zwangsbehandelt werden dürfen — und konkretisierte die Kriterien, etwa dass zwei Ärzte darüber befinden müssen.

Babak sitzt seit dem tödlichen Angriff auf seine Mutter in der Klinik für Forensische Psychiatrie in Neustadt in Holstein. Er trägt blaue Anstaltskleidung, die Medikamente haben ihn aufgeschwemmt. Am Anfang mussten sie ihn fixieren, weil er immer wieder gegen die Tür sprang, unentwegt schrie. Er ist in einem Dreibettzimmer untergebracht. Er hat wieder keine Ruhe.

Diese Woche beginnt vor dem Landgericht Lübeck der Prozess gegen ihn. Die Anklage lautet: Totschlag. Dass erschuldunfähig ist, bezweifelt niemand. „Es wird sich zeigen, ob die Schuld bei anderen zu suchen ist“, sagt sein Verteidiger Nicolai Preuß aus Lübeck.

Außer seinem Anwalt hat Babak bislang nur ein Mensch besucht. Es ist Theres Ziesenitz-Albrecht, seine Schulpsychologin von damals. Sie hat ihn gefragt: „Wie ist das für dich, Babak, dass deine Mutter tot ist?“ Seine Antwort: „Ich bin traurig.“ ◆

